

OPERA

Schlaflos bei Schiller

Diesem Anfang wohnt ein Umzug inne: Jürgen Flimm, neuer Intendant der Berliner Staatsoper Unter den Linden, muss zum Amtsantritt sein marodes Haus im Herbst verlassen und zieht mit seiner Mannschaft während der Sanierungsarbeiten übergangsweise ins verwaiste Schillertheater im alten Westen. Dort will Flimm, 68, der im Streit die Salzburger Festspiele vorzeitig verlassen hatte, in der ersten Ausweichspielzeit neun große Produktionen herausbringen. Eine Uraufführung zum Einstand am 3. Oktober: „Metanoia. Über das Denken hinaus“ des Komponisten Jens Joneleit. Der Text kommt von René Pollesch, Christoph Schlingensiefel inszeniert, Daniel Barenboim steht am Pult, die Sopranistin Annette Dasch führt die Besetzungsliste an. Das Projekt ist, nach „Kirche der Angst“ und „Mea Culpa“, der dritte Teil von Schlingensiefels künstlerischer Auseinandersetzung mit



Flimm

TIMUR EMEK / DDP

seiner Krebserkrankung. Mit der Mailänder Scala koproduziert die Staatsoper einen neuen „Ring“, gezeigt werden 2010/11 „Rheingold“ und „Die Walküre“, ebenfalls mit Barenboim als Dirigent. Außerdem auf dem Programm: ein „Wozzek“ in der Regie von Andrea Breth und eine Ausgrabung aus dem Barock, „Antigona“ von Tommaso Traetta. Auch die Werkstattbühne wird wiederbelebt, mit zeitgenössischem Musiktheater und Kinderoperen. Als dritte Spielstätte will Flimm das Theaterfoyer etablieren. Geplant sind, jeweils gegen 22.30 Uhr, unter dem Titel „Schlaflos in Charlottenburg“ kleine „Lustbarkeiten“ und „Scherzkekserien“, wie Flimm das nennt, etwa ein Abend mit Bachs „Goldberg-Variationen“, angereichert mit Lesungen.



Dasch

G. KLEPKA / VANITIDE / ROBA PRESS

SPRACHE

„Verborgene Landkarten“

Oliver Falck, 36, Innovationsforscher am Ifo-Institut München, über den noch immer präsenten Einfluss deutscher Dialekte auf die gesellschaftliche Mobilität



SPIEGEL: Herr Falck, wir dachten, Dialekt sei etwas für den bayerischen Heimatabend oder das Ohnsorg-Theater in Hamburg. Aber in einer Untersuchung behaupten Sie und drei Ihrer Kollegen, dass Dialekt ein unterschätztes Merkmal der kulturellen Identität sei und bis heute eine Rolle dabei spiele, in welche Regionen Menschen umziehen. Wie kann man das nachweisen?

Falck: Als sich das Deutsche Reich Ende des 19. Jahrhunderts ausbildete, suchte

man nach einheitsstiftenden Merkmalen und hoffte, sie in der Sprache zu finden. Der Linguist Georg Wenker verschickte zwischen 1879 und 1888 an 45 000 deutsche Schulen Fragebögen, und da haben die Lehrer die Schüler charakteristische Sätze vorlesen lassen. Die phonetischen Protokolle gibt es noch heute in Archiven. Ein einzigartiges Dokument, das wir mit heutigen Wanderungsdaten zusammengespielt haben. Da zeigt sich, dass auch nach über 120 Jahren die durch Dialekt markierten Grenzen noch heute eine Rolle spielen: Auffallend viele Menschen bleiben in dem geografischen Gebiet ihres Dialektes.

SPIEGEL: Dabei sprechen immer weniger Menschen Dialekt.

Falck: Ja, aber die damals ausgebildeten kulturellen Identitäten sind immer noch präsent. Sie wirken als verborgene Landkarten, als ein Unbewusstes im Wanderungsprozess. Dialekte sind gewissermaßen nur schwer zu löschendes kulturelles Gedächtnis.

SPIEGEL: Ein Beispiel ist die Gegend von Goslar.

Falck: Ja. Dort wanderten im 16. Jahrhundert Arbeitsleute für den Silberbergbau ein und behielten über Jahrhunderte ihren sächsischen Dialekt aus dem Erzgebirge bei. Und selbst die deutsche Teilung hat an der sprachlichen Familiarität nichts geändert.

SPIEGEL: Hat also Karl Marx unrecht, wenn er sagt, nur die materielle Basis präge den Überbau?

Falck: Wir können die Einflüsse auf Migration – Arbeitsplatzangebote, soziale und kulturelle Annehmlichkeiten – sehr genau untersuchen. Trotzdem kommt noch etwas ganz Wichtiges hinzu bei den Wanderungsmotiven, das nichts mit sozialer Schichtung zu tun hat. Wir konnten nachweisen, dass das die früheren Dialektgrenzen und die sozialen Erfahrungen sind, die Familien gerade auch über den Dialekt wahrgenommen haben.